

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 125 (1957)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 14. MÄRZ 1957

VERLAG RABER & CIE., LUZERN

125. JAHRGANG NR. 11

Die Anästhesie im Lichte des Naturrechts und der christlichen Lehre

ANSPRACHE PAPST PIUS' XII.

Bei Gelegenheit des IX. Kongresses der «Italienischen Gesellschaft für Anästhesiologie», der im vergangenen Oktober in Rom tagte, wurden dem Hl. Vater drei die religiösen und moralischen Aspekte der Analgesie (Schmerzunempfindlichkeit) betreffende Fragen vorgelegt.

Vor einem ausgewählten Auditorium hervorragender Vertreter der Medizin, Chirurgie und verwandter Wissensgebiete, die aus fast allen Ländern Europas eigens nach Rom eingeladen wurden, setzte sich nun Papst Pius XII. am 24. Februar mit den betreffenden Fragen auseinander. In einer ausführlichen Ansprache legte der Papst die diesbezüglichen Grundsätze des Naturrechts und der christlichen Moral dar und zog die entsprechenden Schlußfolgerungen und Direktiven für das Gebiet der Schmerzbekämpfung.

Die italienische Ansprache des Papstes — erschienen im «Osservatore Romano» Nr. 48, Montag/Dienstag, 25./26. Februar 1957 — wird nachfolgend in der Originalübersetzung unseres Mitarbeiter dargeboten. J. St.

Drei religiös-sittliche Fragen der Analgesie

Vom 15. bis 17. Oktober 1956 wurde in Rom der 9. Nationalkongreß der «Italienischen Gesellschaft für Anästhesiologie» abgehalten. Durch den Präsidenten seines Organisationskomitees, Herrn Professor Piero Mazzoni, hat Uns der Kongreß drei Fragen gestellt. Sie betreffen die religiösen und sittlichen Berührungspunkte der Analgesie mit dem Naturgesetz und besonders mit der im Evangelium enthaltenen und durch die Kirche vorgelegten christlichen Lehre.

Diese Fragen sind von unbestreitbarem Interesse. Sie wecken bei den Menschen von heute unweigerlich verstandesmäßige und gemütsmäßige Reaktionen. Bei den Christen insbesondere offenbaren sich in dieser Hinsicht stark auseinandergehende Tendenzen: Die einen billigen die Anwendung der Analgesie vorbehaltlos; andere wären mehr geneigt, sie uneingeschränkt zu verwerfen, weil sie dem Ideal des christlichen Heroismus widerspreche. Wieder andere sind bereit, ohne etwas von diesem Ideal preiszugeben, eine Kompromißstellung einzunehmen. Das ist der Grund, warum man Uns bittet, in bezug auf folgende Punkte Unsere Ansicht kundzugeben:

1. Gibt es eine allgemeine sittliche Pflicht, die Analgesie oder Schmerzunempfindlichkeit zu verweigern und aus dem Geist des Glaubens heraus den physischen Schmerz auf sich zu nehmen?

2. Ist der durch die Narkotika hervorgerufene Verlust des Bewußtseins und des Gebrauchs der höheren Fähigkeiten mit dem Geiste des Evangeliums vereinbar?

3. Ist die Verwendung von Narkotika erlaubt für Sterbende oder Kranke in Todesgefahr, vorausgesetzt, daß eine klinische Indikation dafür spricht? Darf man sie auch dann benützen, wenn die Schmerzverminderung wahrscheinlich begleitet ist von einer Verkürzung des Lebens?

Natur, Ursprung und Entwicklung der Anästhesie

Das Aufkommen der modernen Chirurgie ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch zwei entscheidende Tatsachen gekennzeichnet: Die Einführung der Antisepsis durch Lister, nachdem Pasteur die Rolle der Keime beim Ausbruch von Infektionen bewiesen hatte und die Entdeckung einer wirksamen Methode der Anästhesie. Bevor Horace Wells auf den Gedanken gekommen war, das Lachgas zu verwenden, um die Patienten einzu schläfern, waren die Chirurgen gezwungen, sehr rasch und nur in großen Zügen zu arbeiten, da ja der Patient sich indes- sen grimmigen Schmerzen ausgeliefert sah. Die Anwendung der Total-Anästhesie sollte diese Sachlage von Grund aus ändern. Sie ermöglichte nun langdauernde, delikate und bisweilen erstaunlich kühne Eingriffe. Sie garantierte in der Tat sowohl dem Arzte wie dem Patienten die erstrangigen Voraussetzungen, nämlich Ruhe, Ungestört- heit und die «Muskelstille», die für die Prä- zision und die Sicherheit jedes chirurgischen Eingriffes unentbehrlich ist. Sie verpflichtete aber gleichzeitig zu einer auf- merksamen Überwachung der wesentlichen physiologischen Tätigkeiten des Organismus. Das Anästhetikum dringt nämlich in die Zellen ein, vermindert ihren Metabolis- mus, unterdrückt die Schutzreflexe und

verlangsamt das Leben des Patienten, das doch bereits durch die Krankheit und durch die operative Verwundung mehr oder weniger schwer angeschlagen ist. Restlos in Anspruch genommen durch seine Arbeit, mußte der Chirurg außerdem noch jeden Augenblick den Allgemeinzustand seines Patienten im Auge behalten, eine schwere Verantwortung, besonders bei außerordentlich schwierigen Operationen. So kam es, daß seit einigen Jahren ein neues ärztliches Spezialfach sich entwickelte: der Anästhesist, der berufen ist, in der modernen Spitalorganisa- tion eine wachsende Rolle zu spielen.

Aufgabe des Anästhesisten

Es ist eine oft unscheinbare, vom gro- ßen Publikum beinahe nicht gekannte Rolle, weniger glänzend als die des Chi- rurgen; und doch ist auch sie wesentlich. Er ist es nämlich, dessen Hände der Kranke sein Leben anvertraut, auf daß er ihm helfe, über den heiklen Augenblick des chirurgischen Eingriffs mit der größtmög- lichen Sicherheit hinwegzukommen. Der Anästhesist muß zunächst den Patienten medikamental und psychologisch vorberei-

AUS DEM INHALT

*Die Anästhesie im Lichte des Natur-
rechts und der christlichen Lehre*

Gedanken zu Ronchamp

*Die Rechtsgeschichte des Freiburger
Münsters und seine Baulast*

*Die Syrische Kirche — Jakobiten und
Katholiken*

Ungarn fordert Objektivität

Berichte und Hinweise

Im Dienste der Seelsorge

Ordinariat des Bistums Basel

Kirchliche Chronik der Schweiz

Kurse und Tagungen

Neue Bücher

ten. Er erkundigt sich sorgfältig nach den Besonderheiten eines jeden Falles, um mögliche Schwierigkeiten, verursacht von der Schwäche dieses oder jenes Organes, vorzusehen, er flößt dem Kranken Mut ein, regt seine Mitarbeit an und gibt ihm ein Medikament, das ihn beruhigt und den Organismus in Bereitschaft stellt. An ihm ist es, je nach der Natur und der Dauer der Operation, das am besten geeignete Anästhetikum und die Art der Verabreichung auszuwählen. Vor allem aber obliegt ihm die Aufgabe, beim Verlauf des Eingriffs den Zustand des Patienten genau zu überwachen; er liegt sozusagen im Abstand nach den allerfeinsten Symptomen, aus denen er genau den erreichten Grad der Anästhesie wahrnimmt und alles verfolgt: die Nervenreaktionen, den Atemrhythmus und den Blutdruck, um so jeder möglichen Komplikation, Kehlkopfkrämpfen, Verkrampfungen, Herz- und Atemstörungen, zuvorzukommen.

Wenn die Operation zu Ende ist, beginnt der delikateste Teil seiner Arbeit: er muß dem Patienten helfen, seine Sinne wieder in Gebrauch zu nehmen, Zwischenfälle — wie die Obstruktion der Atemwege und die Schockzeichen — vermeiden und die physiologischen Flüssigkeiten verabreichen. Der Anästhesist muß also mit der vollkommenen Kenntnis der Kunstgriffe seines Faches auch noch bedeutende Qualitäten der Sympathie, des Verstehens und der Hingabe verbinden. Nicht bloß, um alle dem Zustand des Kranken nützlichen psychologischen Dispositionen begünstigen zu können, sondern auch aus echt empfundener, wahrer und tiefer menschlicher und christlicher Liebe heraus.

Vielfalt und Fortschritt der anästhetischen Mittel

Um seine Aufgabe zu erfüllen, verfügt heute der Anästhesist über eine reichhaltige Stufenleiter von Produkten. Die einen davon sind schon lange bekannt und haben mit Erfolg die Probe der Erfahrung bestanden. Andere hingegen sind die Frucht neuerer Forschungen und tragen ihren besonderen Anteil bei zur Lösung dieses schwierigen Problems, das da heißt: den Schmerz ausschalten ohne dem Organismus Schaden zuzufügen. Obschon es Horace Wells noch nicht gelang, den Vorteilen des Lachgases Anerkennung zu verschaffen, bewahrt dieses seit der im Spital von Boston 1845 gemachten Erfahrung doch immer noch einen ehrenhaften Platz unter den in der allgemeinen Anästhesie gewöhnlich gebrauchten Mitteln. Mit dem Äther, den schon Crawford Long im Jahre 1842 benützte, machte dann 1846 Thomas Morton im gleichen Spital seine Versuche, jedoch mit größerem Glück als sein Kollege Wells. Zwei Jahre später erbrachte der schottische Chirurg James Simpson den Beweis für die Wirksamkeit des Chloroforms, es wird aber der Londoner John

Snow sein, der am meisten zu seiner Verbreitung beitragen wird.

Nachdem die Periode der anfänglichen Begeisterung einmal vorüber war, traten aber die Mängel dieser drei anästhetischen Mittel klar zutage. Man mußte jedoch das Ende des Jahrhunderts abwarten, bis ein neues Produkt auftauchte, das Chloräthyl, das übrigens ungenügend ist, sofern man eine längere Narkose wünscht. Im Jahre 1924 entdeckten Luckhardt und Carter das Äthylen, das erste anästhetische Gas als Resultat einer systematischen Laboratoriumsforschung. Und fünf Jahre darauf kam das Cyclopropan in Gebrauch, dank den Arbeiten von Henderson, Lucas und Brown. Seine rasche und tiefgreifende Wirkung erfordert von dem, der es anwendet, eine vollkommene Kenntnis der Methode mit geschlossenem Kreislauf.

Wenngleich die Anästhesie durch Inhalation eine wohlgefestigte Vorrangstellung einnimmt, so begegnet sie doch seit einem Vierteljahrhundert der wachsenden Konkurrenz von seiten der intravenösen Narkose. Mehrere frühere Versuche mit Chloralhydrat, Morphinum, Äther, Äthylalkohol ergaben nur wenig ermutigende, bisweilen gar niederschmetternde Resultate. Seit 1925 aber treten die Barbitursäure-Derivate auf, werden klinisch erprobt und behaupten sich eindeutig, nachdem das Evipan die unbestreitbaren Vorteile dieses Typs von Anästhetica bewiesen hatte. Mit ihnen vermeidet man die Unzukömmlichkeiten der Methode durch den Atmungs- weg, den unangenehmen Eindruck des Erstickens, die Gefahren der Induktionsperiode, den Ekel beim Erwachen und die organischen Schädigungen.

Das Natriumpentothal, das 1934 durch Lundy eingeführt wurde, sicherte dieser Art der Anästhesie den endgültigen Erfolg und die weiteste Verbreitung. Von da an wird man die Barbiturderivate anwenden, entweder für sich allein bei kurzdauernden Eingriffen oder bei der «kombinierten Anästhesie» zusammen mit dem Äther und dem Cyclopropan; sie kürzen deren Induktionszeit ab und gestatten die Dosis und die Unzukömmlichkeiten zu verringern. Bisweilen gebraucht man sie als Hauptmittel und ergänzt ihre pharmakologischen Mängel mit der zusätzlichen Verwendung von Lachgas und Sauerstoff.

Die Herzchirurgie

Die Herzchirurgie, die seit einigen Jahren aufsehenerregende Fortschritte verzeichnet, stellt dem Anästhesisten besonders schwierige Probleme. Sie setzt nämlich als Grundbedingung die Möglichkeit voraus, daß man während einer mehr oder weniger langen Zeitspanne die Blutzirkulation unterbrechen könne. Mehr noch. Da es sich um ein äußerst empfindliches Organ handelt, dessen Gesamtfunktion zudem oft ernstlich in Frage gestellt ist, muß der Anästhesist alles das vermeiden, was die

Arbeit des Herzens erschweren könnte. Im Falle einer Mitralstenose zum Beispiel wird er durch vorausgehende Beruhigungsmedikamente den psychischen und neurovegetativen Reaktionen des Patienten zuvorzukommen. Er wird dank einer tiefen Präanästhesie mit einer leichten parasympathischen Dämpfung die Tachykardie vermeiden. Im Augenblick der Kommissurotomie wird er durch eine reichliche Sauerstoffzufuhr die Gefahr der Anoxie vermindern und wird den Puls und die Herzrhythmicität aufs genaueste überwachen.

Es gibt jedoch Eingriffe, die, wenn sie zum guten Ende führen sollen, dem Chirurgen die Möglichkeit verschaffen müssen, an einem blutleeren Herzen zu arbeiten und die Zirkulation bedeutend länger als drei Minuten zu unterbrechen, die Zeit, nach welcher normalerweise unwiederbringliche Schäden am Gehirn und an den Herzfasern auftreten. Um einen der häufigsten Geburtsfehler zu korrigieren, die Fortdauer der Botal'schen Öffnung, wandte man seit 1948 die sogenannte chirurgische Technik «bei bedecktem Himmel» an. Sie brachte die mit jedem blind durchgeführten Handgriff verbundenen evidenten Risiken mit sich. Jetzt hat man zwei neue Methoden: die Hypothermie (oder Untertemperatur) und die Verwendung des künstlichen Herzens; diese gestatten bei direkter Sicht zu operieren und eröffnen so auf diesem Gebiet glänzende Perspektiven. Man hat in der Tat festgestellt, daß die Hypothermie begleitet ist von einer Verminderung des Sauerstoffverbrauchs und der Kohlensäureproduktion, und zwar in dem Maße, als die Temperatur des Körpers heruntergeht. In der Praxis wird man nicht unter 25 Grad hinuntergehen, um die Kontraktibilität des Herzmuskels nicht zu verändern und vor allem, um die Reizbarkeit der Myokardfasern nicht zu erhöhen und damit Gefahr zu laufen, eine schwer rückgängig zu machende Bauchhöhlen-Fibrillation zu verursachen. Die hypothermische Methode gestattet einen Zirkulationshalt hervorzurufen, der acht bis zehn Minuten dauert, ohne die Nervenzellen des Gehirns zu zerstören. Diese Dauer kann noch verlängert werden, wenn man kardio-pulmonare Maschinen einsetzt, die das Venenblut wegnehmen, es reinigen, ihm Sauerstoff zutragen und es dann in den Organismus zurückschicken. Das Funktionieren solcher Apparate erfordert von denen, die sie handhaben, eine sorgfältige Übung und muß von vielfachen und genauesten Kontrollen begleitet sein. Der Anästhesist vollbringt in diesem Fall eine äußerst schwierige und komplexe Aufgabe, deren tadellose Ausübung eine unumgängliche Bedingung für den Erfolg ausmacht. Die bereits erreichten Resultate gestatten jedoch die Hoffnung, daß diese neuen Methoden in der Zukunft eine starke Ausweitung erfahren werden.

(Originalübersetzung für die «SKZ» von Dr. K. Sch.) (Fortsetzung folgt)

Gedanken zu Ronchamp

Der religiöse Autoritätsglaube des Katholiken führt dazu, daß er ihn oft auf andere Gebiete ausdehnt. Die Stellung gegenüber der modernen religiösen Kunst illustriert dies drastisch. Bis vor etwa dreißig Jahren galt in der katholischen Schweiz die ablehnende Haltung gegenüber aller modernen Kunst als sozusagen einzig möglich. Es war damals gefährlich, für irgendeine neuere Kunstform einzutreten. Die sehr zahme Ausstellung christlicher Kunst am Basler Katholikentag 1924 wurde von fast allen offiziellen geistlichen Stellen abgelehnt; für die kurze Zeit nachher gegründete St.-Lukas-Gesellschaft war die widerliche Spottbezeichnung «Lokusgesellschaft» vor allem in unseren Pfarrhäusern fast gang und gäb. Wie hat sich dies seit zwei Jahrzehnten völlig gewandelt! Heute braucht es recht viel Mut, nicht bedingungslos allen Äußerungen der modernen Kirchenkunst jubelnd beizustimmen.

Diese Begeisterung ist durchaus nicht immer ehrlich. An einer der Salzburger Hochschulwochen, an denen von den Dozenten nur Richard Seewald und der Schreibende beim Namen Picasso nicht eine «Genuflexio» oder wenigstens eine «Inclinatio» machten, der Haltung des Auditoriums entsprechend, hörten wir in einer Pause in einem Gespräch zweier süddeutscher Geistlichen einen Satz, der geradezu das Schlüsselwort für diese fast plötzlich ausgebrochene Begeisterung liefert: «Wir habe seinerzeit den Impressionismus verschlafen; dees darf uns heit nimmer passiere!» Seitdem kühne moderne Kirchenbauten und Bildwerke in nichtkatholischen Fachkreisen Lob und Anerkennung fanden, fühlen sich viele von uns in der Position des Kleinen Max, dem ein Höherstehender wohlwollend auf die Schulter geklopft hat.

Mit dem bedingungslosen Einsetzen für alles, was als modern präsentiert wird, glaubt man in guten Treuen geradezu der Sache der Kirche zu dienen. Seit über einem Jahrzehnt ist es fast unmöglich geworden, in einer katholischen Zeitung oder Zeitschrift über eine unserer modernen Kirchen und ihre Ausstattungen ein Wörtlein der Kritik verlauten zu lassen. Die Dichtung der Hymnik, in der Neuzeit außer von Hölderlin und Claudel kaum mehr gepflegt, blüht nun in den Besprechungen moderner Kirchenkunst. Man denke an die ausnahmslos geradezu ekstatischen Artikel über den Maler Gehr oder neuesten an die Flut lobpreisender Stimmen über Ronchamp in katholischen Druckerzeugnissen, zu beiden Seiten des Rheins! In der Beurteilung von Kunstwerken wird die *Ratio* (einfacher gesagt: der gesunde Menschenverstand) geradezu verdammt. Der Titel eines bekannten populären Romans könnte vielfach als Motto für unsere Kirchenkunst gelten: «Frag nicht warum!» Waren im er-

sten Viertel dieses Jahrhunderts die Kirchenarchitekten meist allzu devot gegenüber ihren geistlichen Bauherren, so erleben wir heute vielfach das pure Gegenteil.

In der «Orientierung» (1956, Nrn. 14/15, vom 31. Juli) schrieb ich unter dem Titel «Ronchamp und die Folgen» kritisch als Architekturhistoriker, möglichst nüchtern, konkrete Einzelheiten nennend. Die einzige Antwort, die darauf erfolgte («Orientierung» Nr. 17 vom 15. September 1956), ist durch ihre Verschwommenheit und Pathetik bezeichnend für die katholische Kunstschriftstellerei der Gegenwart. Ich hatte ausgeführt, daß die monumentale Architektur aller Zeiten und vor allem die sakrale Architektur die Senkrechte und die Wagrechte, die Symmetrie und Achsialität als selbstverständliche Grundlagen aufweise. Hier wurde ich belehrt: «Die äußere, traditionelle Vertikal-Horizontal-Architektonik entspricht dem seelischen Bewußten, während die innere, gewachsene Formgebung dem psychischen Unbewußten und damit der eigentlichen psychischen (Ur)-Heimat entspricht.» Das ist zufällig völlig falsch. Das Unbewußte und die Archetypen führen durchaus nicht zu asymmetrischen Grottenvisionen à la Ronchamp, sondern zu Mandalas, Rechtecken, Quadraten, Kreisen usw. Die geraden Linien sind aber nach diesem Kunstschriftsteller eine «traditionell-konventionelle Anschauung», die offenbar nun überwunden ist. Diese «traditionell-konventionellen» Grundelemente, die Vertikale und die Horizontale, können immerhin auf fünftausend Jahre Baugeschichte zurückblicken; sie stehen am Anfang jeder Baukunst und werden auch durch Ronchamp nicht erschüttert.

«Die Konik in Ronchamp vermag durch ihre Proportionalität eine sofortige Konzentration zu erwirken»; hiezu soll vor allem der gegen das Chor hin ansteigende Fußboden beitragen. In Wirklichkeit wird damit etwas völlig anderes erzielt, die körperhafte Unsicherheit der Besucher. Der Boden senkt sich von hinten nach vorne, zuerst sanft, dann etwas steiler, ohne markierten Übergang. Im Altarraum steigt der Boden dann wieder ganz leicht an. Das Auge bemerkt dies lange nicht, wohl aber der Körper, die Füße, die weitgehend unser Raumgefühl beeinflussen. Dies kann zusammen mit der Wirkung der schrägen Wände, der zerrissenen Lichtführung und der nach der Mitte absackenden schweren Decke bei sensiblen Personen ein ähnliches Gefühl auslösen, wie man es auf Ozeandampfern zu Beginn einer Seekrankheit verspürt. Bei meinem letzten Besuch in Ronchamp wurde mir dies von zwei Personen versichert, unabhängig voneinander.

Der Verfasser des genannten Artikels kann sich jedoch nicht genug darin tun,

dieses «traditionelle Gefühl der statischen Sicherheit» lächerlich zu machen, wiederum möglichst vage im sprachlichen Ausdruck. — Erst jetzt erfahren wir z. B., daß die winzigen, quadratischen Löcher der Altarwand Symbol für den Himmel sind. Dafür gibt es bessere Möglichkeiten, und gab es solche zu allen Zeiten. Diese Altarwand, in der bekanntlich seitlich rechts oben das Gnadenbild, meist nur verschwommen erkennbar, steht, wirkt vormittags bei heller Sonne geradezu katastrophal, da der Beschauer durch das ungebrochen einfallende grelle Licht, in das er hineinschauen muß (wie heute in der neuen Kirche von Herrliberg) geblendet wird, das zudem auch noch über der Tür am rechten Ende dieser merkwürdigen Altarwand in breiten Streifen den Betern ins Gesicht fällt. — Wir erfahren, welch symbolische Ausdrucksfähigkeit der Bau besitzt, für den «zur Kapelle Ansteigenden das Gefühl eines ihm nahenden Segelschiffes, das auf das Pilgerhafte des menschlichen Daseins hinweist» (andere Hymnoden glauben im Äußeren die Form eines Flugzeuges zu erkennen), im Innern den Ausdruck eines «Zeltes, das zur Rast ladet».

Etwas Konkretes glaubt der Verfasser mitzuteilen, indem er die dreiste Behauptung aufstellt, die Kapelle sei auch unter der Bedingung der Schußsicherheit erstellt worden. Die unmäßig dicken Südmauern (unten 3,5 m dick, oben 60 cm) sind in Wirklichkeit hohl, einfach versteift und außen beidseitig mit Spritzbeton behandelt... Zwei starke Männer könnten sie mit einer zugespitzten Stange recht leicht durchstoßen. Im Wesen aber soll die Kirche «architektonisch eingekleidetes Dogma» sein.

Dieser Artikel ist typisch für unzählige ähnliche; nur deshalb trete ich hier auf ihn ein. Im Prinzipiellen verweise ich auf meine Ausführungen in der «Orientierung» (1956, Nrn. 14/15). In der Architektenwelt ist der Bau von Ronchamp zum mindesten umstritten. Allgemein anerkannt wird, daß dieses Werk von Le Corbusier sein extremstes ist, hemmungslos subjektiv. Unter den Fachleuten, die den Bau ablehnen, finden sich Prominente, wie Prof. Peter Meyer, Max Bill, A. E. Brinckmann. Richard Neutra, einer der beiden führenden Architekten Amerikas, schrieb mir nach einem Besuch von Ronchamp, das «faszinierende Gebäude» sei «als große Skulptur gesehen, sehr interessant».

Peter Meyer, der schon vor mehr als einem Jahr von einem von Le Corbusier künstlerisch geschaffenen «Wildkirchli» sprach, hat einen spritzig-geistreichen Gedanken geäußert: Die Romantik des 19. Jahrhunderts flüchtete in die Kirchenbaukunst des Hochmittelalters zurück, zu den romanischen und gotischen Kathedralen; Le Corbusier und seine weniger geistvollen Nachbeter flüchten vor der Technik der Gegenwart sehr viel weiter zurück, in das

Ungeformte der Urzeit: «In diesem Raum kann ich mir Schamanentänze denken, ohne und mit Masken, Tier- und Menschenopfer.»

Im katholischen Deutschland setzt sich vor allem Dr. Müller-Erb mit schrankenloser Begeisterung für die burgundische Wallfahrtskirche ein. Gleich seinen schweizerischen Kollegen ist er völlig blind für die elementarsten technischen und liturgischen Mängel, etwa für die Bänke, in denen man nicht knien, kaum sitzen und nur schwer die Arme richtig aufstützen kann; dafür belehrt er uns, das Profil der merkwürdigen Bankwangen spiele mit den Kurven des von Le Corbusier gemalten Hauptportals zusammen, von dem ich erst jetzt erfahre, daß es (gleich den bemalten Fensterscheiben) das Schöpfungsgeschehen oder doch Schöpfungselemente auszudrücken suche.

Es tut wohl, in diesem Wust wonnefiebrnder katholischer Ausbrüche auch in Deutschland die Stimme des gesunden Menschenverstandes zu hören. Ich meine hier tapfere Artikel von Domkapitular Prof. Alois Fuchs in Paderborn, erschienen in «Theologie und Glaube» (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn) vom Jahrgang 1949 an aufwärts. Darin entwickelt Fuchs ungemein klar die gemeinsamen gesunden Züge im modernen Kirchenbau, die eine elastische Interpretation ermöglichen¹. Besonders hingewiesen sei hier aber auf ein Ende letztes Jahr im gleichen Verlag erschienenes Büchlein von Fuchs, «Ronchamp kritisch beurteilt»². Darin wird methodisch der ganze Bau analysiert. Eine Widerlegung dieser Schrift sollte auf die einzelnen Punkte eingehen und nicht in der oben genannten pathetischen Weise mit der Stange in der Luft herumfuchteln.

Fuchs erlebt in Deutschland von allen Seiten heftige Angriffe. Man fürchtet auch dort nichts mehr als den Vorwurf der

Rückständigkeit. In der Februar-Nummer 1954 des «Hochland» schreibt Frau Elisabeth Brock-Sulzer («Gedanken zu moderner Kunst und ihrem Publikum»):

«Verblüffung und die daraus entstehende Urteils lähmung, das ist es, worauf so viele Kunst von heute beim Publikum mit Erfolg abzielt... Selbst das Eingeständnis einiger moderner Künstler, und nicht der wenigst wichtigen, einige ihrer Werke seien nur geschaffen worden, um zu erproben, wie weit man das Publikum hinters Licht führen könne — selbst solches Eingeständnis vermag dieses Publikum nicht zu belehren und zu einem bemühten Urteil zu führen... Es stellt keine Ansprüche mehr an die Künstler, es will nur noch mitgehen, vorn dranstehen, um ja nicht zum alten Eisen gerechnet zu werden... Und der wahre Künstler wie der Nichtskönner, der Hochstapler, stehen ihm nun in derselben Geltung. Modern sein ist alles.»

Grotesk und fast tragisch ist die Sophistik, mit der man Can. 164 für alle Extravaganzen unserer Kirchenkunst zu rechtbiegt, wie sogar Benediktiner und Dominikaner «formae a christiana traditione receptae et artis sacrae leges» auslegen. Darüber sollte hier wieder einmal mit allem nötigen Ernste disputiert werden, möglichst sachlich, ohne Hymnik.

Linus Birchler

¹ Es sei hier vor allem der erste Aufsatz von Prof. Alois Fuchs über dieses Thema in der von den Professoren der Erzbischöflichen Philosophischen-Theologischen Akademie Paderborn herausgegebenen Zeitschrift «Theologie und Glaube» 1949, S. 1—31, erwähnt. Er trägt die Überschrift «Zum katholischen Kirchenbau der Gegenwart». Darin behandelt der Verfasser «Mißgriffe im modernen Kirchenbau» und «Die gemeinsamen gesunden Züge im modernen Kirchenbau». Seine Ausführungen haben noch heute ihre Aktualität nicht eingebüßt und verdienen auch bei uns Beachtung. J. B. V.

² Fuchs, Alois: Die Wallfahrtskapelle Le Corbusiers in Ronchamp kritisch beurteilt. Mit Abb. Paderborn, Verlag Schöningh, 1956. 38 Seiten.

Die Rechtsgeschichte des Freiburger Münsters und seine Baulast

In seiner Studie über die Baulast am Münster St. Nikolaus zu Freiburg i. Ü. holt Professor Eugen Isele zu einem tiefgründigen rechtsgeschichtlichen Exkurs aus*. Darin wird anhand minutiöser wissenschaftlicher Sondierung die Entwicklung der Rechtsverhältnisse an der Freiburger Stadtkirche von den Anfängen bis heute geschildert. Das Bild, das sich dabei herauschält, bietet eine wertvolle Bereicherung der Erforschung mittelalterlicher Stadtkirchen im allgemeinen.

* Isele Eugen, Das Freiburger Münster St. Nikolaus und seine Baulast. Rechtsgeschichte einer Kirche, in Band 10/12 der Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, Festgabe für Prof. Mgr. Trezzini. Freiburg i. Ü., Universitätsverlag, 1955. 128 S., 4 Bildtafeln.

Die Rechtsgeschichte des Freiburger Münsters St. Nikolaus vermag beachtliche Anhaltspunkte für die Baugeschichte selbst zu liefern. Verleiteten bislang Überlieferung und Stilanalyse dazu, die Ursprünge des gotischen Münsters auf das letzte Fünftel des 13. Jahrhunderts (1283) zu datieren, legt Isele überzeugend dar, daß Baubeschluß und Baubeginn mit dem Jahr 1308/1309 in Zusammenhang zu bringen sind. Damals erwarb die Freiburger Stadtbürgerschaft von den Herzogen Leupold und Friedrich von Habsburg das Patronatsrecht über die Kirche St. Nikolaus und erhielt damit Anlaß und Ansporn, sich selbst für die Errichtung eines so gewaltigen Baues als sichtbares Zeichen aufstrebenden Stadtbürgertums einzusetzen, wie ihn wohl weder ein gräflicher

noch herzoglicher Patronus (Stadt- und Kirchherr) von sich aus finanziert hätte.

Die romanische Vorgängerin der heutigen Kirche hat ihre Entstehung zweifellos dem Stadtgründer Berchtold IV. zu danken und wird urkundlich um 1177 erstmals erwähnt. Die Einweihung erfolgte am 6. Juni 1182. Die geostete Lage in der Achse der Stadt, jedoch abseits vom Marktlärm der Hauptgasse, ist charakteristisch für die zähringischen Stadtpläne und verrät, daß das Gotteshaus zugleich mit der Stadt geplant wurde, also auf die Anfänge der Stadt zurückgeht.

Die vom Stadtherrn gegründete Kirche war seine Eigenkirche; seitdem durch das Laterankonzil 1179 das Eigenkirchenrecht ins Patronatsrecht übergeführt wurde, entwickelte sich an der Kirche St. Nikolaus — wie anscheinend bei allen Eigenkirchen unserer Gegend — allmählich ein dingliches Patronatsrecht heraus; das heißt der Patron mußte auf sein direktes Besetzungs- und Entsetzungsrecht des Geistlichen verzichten und sich mit einem bloßen Präsentationsrecht begnügen; andererseits behielt er auf Grund seines dinglichen Patronates die wirtschaftliche Nutzung, ja sogar das Eigentum an der Kirche wie ein Eigenkirchherr bei und verfügte darüber nach privatem Gutdünken. Das 1308 von Meister Burkard von Frick gefertigte Habsburger Urbar verzeichnet die Einkünfte, welche die Habsburger von ihren Patronatskirchen nach Abzug von Pfarrerbesoldung und Kirchenunterhalt bezogen. In Anlehnung an die stereotype Formel heißt es im Urbar: «Di herrschaft... lihet och die kilchen zu Vriburg; di giltet über den pffaffen wol 20 marcas silber oder mehr.»

Je nach der äußern politischen Lage pflegte ein Stadtgründer der Bürgerschaft Freiheiten einzuräumen, um sich ihre Sympathie und Hilfe zu sichern, oder er hielt sie kurz, wenn er ihres besondern Wohlwollens entraten zu können glaubte. Freiburg kam schon früh in den Genuss des Rechtes, die höhern Stadtbeamten (Schultheiß und Pfarrer) selber zu wählen. Das Pfarrwahlrecht war indes bloß ein «Subpräsentationsrecht»: Die Bürgerschaft bezeichnete dem Stadtherrn als dem Patronus ecclesiae den Kandidaten, den dieser dem Bischof zur Investitur zu präsentieren hatte. Die Kyburger als Rechtsnachfolger der Zähringer anerkannten in der Handfeste von 1249 dieses Privileg der Stadtbürger. Nachdem aber die letzte Kyburgerin Anna wegen unglücklicher Vermögenslage 1277 gezwungen war, die Stadt an König Rudolfs Söhne Albrecht, Hartmann und Rudolf zu veräußern, verlor die Stadt um 1289 ihre herkömmlichen Wahlrechte. Es lag in der Linie der habsburgischen Stadtpolitik, die nach unten verflüchtigten Hoheitsrechte wieder in fester Hand zu vereinigen; hier begann jener Prozeß, der später zur fürstlichen Lan-

deshoheit führen sollte. Nach der Ermordung König Abrechts bei Königfelden (1. Mai 1308) fiel Freiburg als Erbe an dessen zwei älteren Söhne Friedrich und Leupold. Diese zeigten sich den Bitten der Freiburger willfähriger als ihr Vater; sie gewährten den Bürgern nicht nur das frühere Subpräsentationsrecht, sondern traten ihnen das Patronat selber ab, so daß die Bürgerschaft in den Genuß des direkten Präsentationsrechtes gelangte.

Die Freiburger Stadtkirche ist schon 1177 als Zentrum einer eigenen städtischen Pfarrei ausgewiesen. Das bedingte die Lostrennung des Stadtbezirkes von der örtlichen Mutterpfarrei Villars-sur-Glâne. Im Unterschied zu dieser Entwicklung blieben andere Städte noch jahrhundertlang nach der Gründung bei der bereits vorher bestandenen Landpfarrei pfarrhörig (zum Beispiel Bern bei Köniz; Murten bei Muntelier; Burgdorf bei Oberburg; Aarau bei Suhr; Lenzburg bei Stauffberg; Sempach bei Kirchbühl); das war stets dort der Fall, wo der Stadtgründer bereits Kirchherr der örtlichen Landpfarrei war und darum von einer Dismembration keinen Vorteil zog. Baute dagegen ein Stadtgründer seine Stadt in die Pfarrei eines andern Kirchherrn, so legte er Bedacht darauf, seiner Stadtkirche eigene Pfarrrechte zukommen zu lassen, das heißt das Stadtgebiet von der Landpfarrei zu dismembrieren. Dehnte sich später die Stadt über das ursprüngliche Weichbild und damit über den städtischen Pfarrsprengel aus, so wurden die Neustädte pfarrhörig zu den angrenzenden Landpfarreien. In dieser Weise gehörten die Freiburger Neustädte teilweise bis 1872 zu den Pfarreien Tifers, Düdingen, Villars und Givisiez. Demgegenüber stand das patronatische Pfarrwahlrecht an St. Nikolaus allen Stadtbürgern, also auch jenen der Neustädte, zu, die gar nicht pfarrgenössig zu St. Nikolaus waren.

Eine weitere Möglichkeit städtischer Pfarrsprengelbildung im Mittelalter verdient hier ergänzende Erwähnung: Das bestehende Pfarrnetz mochte so locker sein, daß sich die Neugründung von Pfarreien aufdrängte. In solchen Fällen wurden einer neugegründeten Stadtpfarrei nicht nur das Weichbild, sondern wohl auch umliegende Dorfschaften als pfarrgenössig zugewiesen. Auch mit diesem Vorgang war eine Dismembration von der ältern ländlichen Mutterpfarrei verbunden; bezeichnend aber ist, daß in diesen Fällen ein allfälliges Pfarrwahlrecht nicht den Parochianen, sondern ebenfalls nur der Stadtbürgerschaft zukam (vgl. das Subpräsentationsrecht der Stadtbürger von Sursee, dessen Pfarrsprengel weite Gebiete außer dem Stadtbezirk umfaßt).

Insofern Freiburgs Bürgerschaft patronatische Funktionen ausübte, erlangte sie schon früh die Bezeichnung «Kirchgemeinde». Hier wird die völlige Verschie-

denheit des profanrechtlichen Begriffes «Kirchgemeinde» vom kanonischen Pfarrereibegriff besonders deutlich sichtbar, indem die Kirchgemeinde nicht einmal mit dem Parochiesprengel übereinstimmte. Aus der dem Patron zukommenden Ehrenstellung und Schutzherrschaft bildete sich in Freiburg rasch eine umfassende Laienkuratel aus. — Während so die Kirchgemeinde aus der *patronatischen* Laienkuratel herauswuchs, sind anderswo — und das darf in diesem Zusammenhange nicht vergessen werden — die Kirchgemeinden aus der parochialen «Kirchgenossenschaft» herausgewachsen, indem sich die Parochianen geradezu im *Gegensatz* zu dem in Dritthanden befindlichen Patronat eine Laienkuratel über Teile des Ortskirchengutes (namentlich der Fabrica) zulegte. In diesem Sinne verdanken manche ländlichen Kirchgemeinden etwa des Kantons Luzern ihren Entstehungsgrund ganz andern Voraussetzungen als städtische Kirchgemeinden mit altem Gemeindepatronat.

Nicht nur der Münsterbau, sondern auch die von Bürgern, Bruderschaften und Innungen gestifteten Altarpfründen zeugen vom Aufstreben und von der Wohlhabenheit der Stadt zu Ausgang des Mittelalters. Der um fünfzehn Pfründner zählende Klerus der Stadtkirche wurde 1512 durch Papst Julius II. zum Kollegiatkapitel unter dem Vorsitz eines Propstes erhoben, das Niklausmünster wurde Kollegiatkirche. Zahlreiche Inkorporationen mehrten das Kirchenvermögen. Die Bürgerschaft wählte den Pfarrer aus der Zahl der Kanoniker. Seit der Helvetik (1798) traten einschneidende Umwälzungen in der Rechtslage des Münsters ein. Zuerst nahm der helvetische Einheitsstaat das Eigentum in Anspruch. Bei der Sönderung von Staats- und Stadtgut (1800/1803) fiel das Eigentum der Kirche an die Munizipalgemeinde (Einwohnergemeinde), während die Stadtbürgerschaft das Wahlrecht behielt. Am 27. Januar 1873 erfolgte die vertragliche Übertragung des Eigentums an den Staat. Anlässlich der Bistumsreorganisation erlangte das Münster durch päpstliche Bulle vom 17. Oktober 1924 den Rang einer Kathedralkirche, bei gleichzeitiger Erhebung des Kollegiatkapitels zum Domkapitel. Das Pfarrwahlrecht der Stadtbürger wurde gewährleistet, aber auf die Katholiken beschränkt und der Terna des Kan. 1452 CIC unterworfen.

* * *

Auf das rechtshistorische Fundament basiert Isele die Konsequenzen bezüglich der *Baulast*. Er stellt eine grundsätzliche Darstellung des kirchlichen Baulastrechtes voran, mit dem Hauptanliegen, darzutun, daß die Baulast niemals aus dem zivilistischen Eigentumsbegriff ausfließt, sondern stets in einem spezifischen Titulus, dem Baulasttitel, gründet. Der allgemeine

Baulasttitel ist das *Gesetz* (das kanonische Gesetz namentlich des Patronatswesens, später auch staatliche Erlasse) und hat Geltung, soweit nicht spezielle Baulasttitel vorangehen, wie namentlich rechtskräftige Entscheidungen, Verträge, Herkommen, Verjährung.

In der ersten Periode (Kirche des Stadtherrn 1157 bis 1308) oblag die Baulast von St. Nikolaus nach kanonischer Regel dem Eigenkirchherrn und dem Pfründner als den Perzipienten kirchlicher Einkünfte. Schon damals entwickelte sich eine Kirchenfabrik, die 1306 als Eigentümerin eines Steinbruches erwähnt wird und seit dem Patronatsantritt der Stadtbürgerschaft (1308) als die primäre Trägerin der Baulast erscheint. Von nun an bis zur Vollendung des Münsterbaues flossen alle Zuwendungen an den Münsterbau in die Fabrik, welche für den Bau aufkam und sich alljährlich für die Defizite vom Rate der Bürger (das heißt von den subsidiär Pflichten) decken ließ. Seit 1512 finden wir eine Unterteilung der Primärbaupflicht in zwei sachliche Bezirke: Die Fabrik trug nur mehr den «kleinen Unterhalt», während der Rat direkt für die eigentlichen Bauaufgaben sorgte. Der vom Rat gewählte Kirchmeister führte die Fabrikrechnung, die bis 1798 vorhanden ist.

Ein Beweis für die Eigentümertüchtigkeit der Fabrica am Kirchgebäude läßt sich nicht erbringen. Als Inhaberin des dinglichen Patronates blieb offenbar die Bürgerschaft bis 1789 Eigentümerin des Münsters.

Nach der Staats- und Stadtgutsönderung von 1800/1803 löste sich die Personalunion von Kircheneigentümer, Patron und Baulastträger auf. Baulastträger ist der Staat, Eigentümerin wurde die Einwohnergemeinde, präsentationsberechtigt blieb die Stadtbürgerschaft. Die neue Baulastregelung gründete im allgemeinen Baulasttitel staatlichen Gesetzes. Die geplante Abwälzung der Baulast auf die Gemeinde fand mangels einer entsprechenden Dotation nicht statt. Die gesetzliche Baulast wurde 1873 durch den speziellen Baulasttitel vertraglicher Übereinkunft ersetzt, als der Staat zur bestehenden Baulast auch das Eigentum übernahm und die Stadt als Nutznießerin des Gotteshauses erklärte. Der Vertrag enthält zur Unterscheidung der staatlichen Hauptbaupflicht einen Kataster des «kleinen Unterhaltes» (Nebentäler, Orgeln, Emporen, Kanzel, Taufstein, Chorstühle, Bänke, Gemälde, Möbel, Türen, Kultus), welcher der Einwohnergemeinde obliegt, seitdem diese 1803 die Fabrik übernahm und später in ihrem eigenen Vermögen aufgehen ließ. Der vertragliche Baulasttitel des Staates Freiburg am Münster St. Nikolaus besteht bis heute unverändert; er wurde bei der Bistumsreorganisation durch staatliche Zusicherung gegenüber dem Heiligen Stuhl bekräftigt, was allerdings mangels Zustän-

digkeit der kantonalen Behörden zu Konkordatsabschlüssen (Art. 9, 10 BV) keine völkerrechtliche Verbindlichkeit begründet hat.

Professor Isele stützt seine Untersuchungen im allgemeinen wie im besonderen Teil auf eine gründliche Ausschöpfung der einschlägigen Literatur und des vorhandenen Quellenmaterials. Damit hat er der

Kathedrale Freiburg einen Ausweis über ihre Baulastansprüche und ihre Patronatsverhältnisse geliefert, wie ihn wohl kaum eine andere Kirche in dieser subtilen und tiefgründigen Art besitzt. Die Arbeit dürfte bei der Abklärung der Rechtsverhältnisse anderer Kirchen mit Gewinn als Vorwurf zu Rate gezogen werden.

Dr. jur. Walter Hochstraßer, Sursee

Die Syrische Kirche — Jakobiten und Katholiken

Die Kirchen, die im Osten das Syrische als liturgische Sprache gebrauchten, verteilen sich auf mehrere Gruppen. Die syrische Sprache ist ein Dialekt des alt-Aramäischen, der Muttersprache Jesu, wie es im vierten Jahrhundert n. Chr. in Edessa (N. Mesopotamien, heute Urfa im Süden der Türkei) gesprochen wurde. In Edessa ist es aus einer Volkssprache zur Literatursprache emporgestiegen, aber später hat es sich wieder in einen östlichen und einen westlichen Dialekt gespalten, die fast nur der Aussprache nach voneinander verschieden sind. Das Ost-Syrische ist die liturgische Sprache der Chaldäer und Nestorianer aus Mesopotamien, Persien und Indien geworden, das West-Syrische die der Maroniten, Jakobiten und katholischen Syrer. Die drei letzten gebrauchten auch sehr weitgehend das Arabische in ihren liturgischen Funktionen, besonders aber in der Meßliturgie.

Die von der katholischen Kirche getrennte westsyrische Kirche war in ihrem Anfang monophysitisch von Bekenntnis. Ihr Monophysitismus war aber kein wirklicher, wie die Ketzerei des Eutyches, sondern nur ein Monophysitismus dem Worte nach. Die syrischen Monophysiten wollten zwar sagen, daß Christus aus zwei Naturen ist, aber nicht in zwei Naturen; nach der Verbindung der zwei Naturen, der göttlichen und der menschlichen, wollten sie nur von einem ungeteilten Christus sprechen, obwohl sie anerkannten, daß er Gott und Mensch ist. Eine theologische Spitzfindigkeit, wird man sagen. Ja gewiß, aber eine Spitzfindigkeit und Formeln, die dazu dienen mußten, daß man sich von der byzantinischen Reichskirche trennen und unterscheiden konnte.

Das Aufkommen der Häresie und des syrischen Schismas hängt eng zusammen mit dem Aufkommen des syrischen Nationalgefühls. Antiochien war einst, nach Jerusalem, die erste Metropole des Christentums; dort bekamen die Jünger des Jesus von Nazareth zuerst den Namen «Christen». Dort stand eine Zeitlang die Kathedra des heiligen Petrus. Dort sprach man griechisch, und der Ritus der Liturgie, die dort gefeiert wurde, hat die anderen Riten des Ostens, zumal den byzantinischen, weitgehend beeinflußt. Als aber Byzanz emporstieg, schien der Stern Antiochiens zu verblassen; die Herrschaft der

Kaiser wurde in Syrien mehr und mehr als die einer fremden und feindlichen Macht empfunden, das Griechische als eine Sprache von Fremden. Das führte schließlich dazu, daß ein großer Teil der Kirche Syriens seine Unabhängigkeit von Byzanz erklärte, sich einem eigenen Patriarchen unterstellte, der natürlich den Titel von Antiochien, der einstigen Hauptstadt Syriens, bekam und seine Liturgie in eigener Sprache feierte, der syrischen Volkssprache.

Der Organisator der schismatischen syrischen Kirche war ein gewisser Jakob Baradai (geboren in Tella, Mesopotamien, kurz vor 500, gestorben in Ägypten am 30. Juli 578). Nach ihm werden die monophysitischen Syrer auch Jakobiten genannt. Er war Mönch und führte ein außerordentlich asketisches Leben, das ihm einen großen Ruf der Heiligkeit eintrug und ihm großes Ansehen gab. Er lebte eine Zeitlang in Konstantinopel, wo die Kaiserin Theodora, die die Monophysiten begünstigte, ihn kennen- und schätzenlernte. Jakob war selber Monophysit, und nach mehreren Intrigen kam es so weit, daß er 543 im geheimen die Bischofsweihe erhielt, um selbst überall neue Bischöfe zu weihen und damit eine neue syrische, monophysitische und «jakobitische» Kirche zu gründen. Das ging nicht ab ohne Streit, Schwierigkeiten und Leiden, aber schließlich gelang es doch, und damit hatte sich wieder ein Teil der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche abgetrennt. So ging die Zersplitterung weiter.

Als die Mohammedaner weniger als ein Jahrhundert nach der Gründung der jakobitischen Kirche den ganzen Osten überannten, war es endgültig ausgeschlossen, daß Byzanz noch etwas gegen die Jakobiten unternehmen konnte. Aber schon vorher verbreiteten sie sich ins Reich der Perser und gründeten dort Klöster, wovon eines der berühmtesten das Kloster von Mar Mattai in der Nähe von Mosul ist. Zu Anfang dieses Jahres habe ich es besucht; es liegt wie eine Burg hoch in einem Talkessel, der nach der Ebene hin geöffnet ist. Jahrhundertlang war es eine Hochburg der Jakobiten in diesen Gegenden, jetzt leben darin nur ein paar Mönche und ein Bischof, und man findet dort Besucher, Männer, Frauen und sogar Mädchen, die hier einen Teil ihrer Ferien verbringen.

Denn hier hat man eine schöne Aussicht, es ist weniger heiß als in der Ebene, hier kann man die endlosen Gespräche führen, die die Orientalen so lieben, und faulenzten. Die schöne Aussicht scheint alles zu sein, was vom alten Ruhm geblieben ist. Es gibt noch immer Jakobiten im Nahen Osten, besonders im Libanon, in Syrien und Irak, aber ihre Zahl ist nicht groß, vielleicht 100 000. Sie haben einen Patriarchen namens Ephrem Barsauma, der in Homs (dem alten Emesa) am Orontes residiert. Er ist ein fortschrittlicher Mann und kennt die Literatur seiner «Nation» wie kein zweiter unter ihnen. Einmal war er katholisch, als er als Knabe das Seminar der Dominikaner in Mosul besuchte. Aber seine Familie ist eine der angesehensten jakobitischen Familien, und sie soll bewirkt haben, daß er, wieder Jakobit geworden, Bischof und schließlich Patriarch wurde. Er hat auch ein Seminar errichtet für die Ausbildung seiner Priester. Es unterstehen ihm 8—10 Bischöfe und einige Klöster, worin aber fast keine Mönche mehr wohnen. Jeder Bischof war früher Mönch, und wenn heute ein Nicht-Mönch als solcher gewählt wird, bekommt er zuerst eine Art Mönchsinvestitur.

In der Nähe von Nisibis, im heutigen türkischen Kurdistan, hatten die Jakobiten einmal viele Klöster. Weil dort sehr viele Mönche wohnten, bekam die Gegend den Namen Tür Abdin, d. h. Gebirge der Diener Gottes (= der Mönche), und in früherer Zeit glich sie dem Athosgebirge in Griechenland. Jetzt sind die meisten Klöster leer oder fast leer, von Laien bewohnt oder gar Trümmerhaufen.

Wie die Nestorianer, so haben im Laufe der Geschichte auch viele Jakobiten sich mit der Kirche Roms vereint. Nach verschiedenen Unionsversuchen, die ohne Erfolg geblieben sind, gelang es Kapuzinermissionären in der Mitte des 17. Jahrhunderts, den jakobitischen Patriarchen und den größeren Teil der Jakobiten der Stadt Aleppo mit Rom zu vereinen. Die Verfolgung seitens der Jakobiten war schwer, und der Patriarch und drei Bischöfe starben im türkischen Gefängnis zu Adana. Die Reihe der katholischen syrischen Patriarchen ward sogar unterbrochen und wurde erst 1783 wieder aufgenommen mit Michael Jarve, Bischof von Aleppo. Als er schon katholisch war, wurde er von einem Teil der Jakobiten zum Patriarchen gewählt, später aber verfolgt; er mußte fliehen und kam schließlich zu den Maroniten im Libanon, wo er das Kloster Scharfé (= «Balkon», «Aussichtsplatz»), 800 m hoch im Libanon an einem prächtigen Ort, sich als Residenz gründete. Erst 1830 wurden die katholischen Syrer von der türkischen Regierung als selbständige «Nation», d. h. nationale und religiöse Minderheit mit eigenen Rechten, anerkannt.

Die katholischen Syrer sind jetzt eine blühende Gemeinschaft; ihr Patriarch ist

der bekannte Kardinal *Tappouni*, der in Beirut residiert, und er ist Nachfolger des berühmten Mgr. Ephrem *Rachmani*, eines Orientalisten von großer Bedeutung. Die katholische syrische Kirche ist, wenigstens für orientalische Begriffe, blühend; reich ist sie nicht, sondern arm. Sie zählt acht bis zehn Bischöfe und hat Bistümer in Bagdad, Mosul, Damaskus, Beirut, Aleppo, Homs, Djezire. Vor einigen Jahren wurde der alte jakobitische Bischof von Beirut katholisch. Fast jeden Sonntag, so erzählte er mir einmal, war es in seiner (jakobitischen) Kirche unruhig während des Hochamtes; die Gläubigen hatten zu wenig Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Hauses Gottes. Der Patriarch unterstützte ihn nicht, und so begab er sich eines Tages zu Kardinal Tappouni und bat um Aufnahme in die katholische Kirche. Diese wurde ihm gewährt, und jetzt lebt er im Hause des katholischen Patriarchen, im Winter zu Beirut, im Sommer zu Scharfé. Er ist ein sehr frommer Mann und verbringt einen großen Teil seines Tages im Gebet. So ist er ein lebendiger Beweis dafür, daß in der jakobitischen Kirche, wie in allen christlichen Kirchen des Nahen Ostens, sich viel echtes christliches Leben und innige Frömmigkeit findet. Es ist schmerzlich zu sehen, wie zerrissen die Gemeinde Christi im Orient ist, und das Schlimmste ist wohl, daß man einander oft nicht liebt und daß Abneigung manchmal ein zu schwaches Wort ist. Die Mohammedaner sehen zu ... und verachten die Christen, der heutige Panislamismus versucht sogar, ihr Leben den Gesetzen des Islams zu unterstellen. Nur die Einigung aller kann sie retten. Und wo könnten sie sich sonst einigen als im Schoße der katholischen Mutterkirche?

Die Liturgie der Syrer ist eine sehr alte und wird von ihnen von Jerusalem hergeleitet. In mancher Hinsicht stimmt sie überein mit der byzantinischen, von der sie aber doch grundverschieden ist. Als jemand dem Patriarchen der katholischen Syrer einmal sagte, seine Liturgie habe vieles aus der griechischen übernommen, war die entrüstete Antwort: Sie haben es

von uns übernommen. Zum Teil mag es wahr sein, denn Byzanz war am Anfang stark abhängig vom griechisch redenden Antiochien.

Die Kirchen der Syrer haben keine Ikonostasis, die in den griechischen Kirchen aus dem 6. Jahrhundert datiert, der Zeit Justinians; in sehr alten Kirchen sieht man noch hier und da eine Mauer, die Heiligtum und Altar von der Kirche der Gläubigen trennt. Jetzt ist es meistens ein langes und farbiges Velum, das vor dem Altar hängt. In Mosul sah ich in der jakobitischen Kathedrale noch ein zweites Velum vor dem Altar selbst. Während der Messe ist dieses Tuch in der Regel geöffnet, kann aber geschlossen werden. In den modernen katholischen syrischen Kirchen findet man gar keine Abtrennung des Altars vom Schiff mehr; die jungen syrischen Priester wollen das nicht mehr. Sie wollen, daß der Priester möglichst mit seinen Gläubigen verbunden ist und daß diese alles sehen, was am Altar geschieht. Gab es früher keine Verbindung zwischen Gläubigen und Priester? Die Antwort auf diese Frage liegt vielleicht da, daß früher die Einheit von Gläubigen und zelebrierendem Priester, dessen liturgische Sprache alle verstanden, selbstverständlicher war als heute; jetzt ist es ein Bedürfnis, sie deutlicher zu machen. Die alte Tradition ist verschollen, neue Gewohnheiten brechen durch auch bei denen, die nicht daran denken, die römischen Gewohnheiten nachzuahmen. Die katholischen Syrer haben ein Kleines und ein Großes Seminar zu Scharfé. Bis vor einigen Jahren war das Kleine Seminar in Jerusalem, auf dem Berge des Ärgernisses, und wurde von Benediktinern geleitet. Die Benediktiner wurden nach Frankreich zurückgerufen, und das Seminar ist jetzt ein Hotel. Holländische Assumptionisten dozieren jetzt am Großen Seminar. Bis heute fehlt es den Syrern an geschulten Priestern, die selbst dozieren könnten. Doch sie werden kommen, wenn Gott seiner Kirche der Syrer weiterhin beisteht; und wer zweifelt daran? *Dr. P. J. van der Ploeg, OP, Nijmegen*

nen: «Matthias Rakosi zurück aus Moskau.» Jedes Haus mußte eine rote Fahne aufhängen. Jede Haustüre bekam ihr Stalinbild, das mit roten Papiermasken geschmückt werden mußte. Die treuen Ungarn versuchten gegen die Kommunisten ein Bollwerk zu errichten: die Partei der Kleinlandwirte. Darin befanden sich auch die Christlichsozialen. Hier sei eine persönliche Erinnerung eingeflochten. Der Schreibende wurde im VIII. Bezirk Budapests (Josephstadt), die ebensovielen Einwohner zählt wie Bern, zum Präsidenten der Partei der Kleinlandwirte gewählt. Schon bei der ersten Abgeordnetenwahl (Herbst 1945) wurden Tausende von ehrenwerten Bürgern durch die Kommunisten und die mit ihnen verbündeten Sozialdemokraten auf der Wahlliste einfach gestrichen.

Wer war Pastor Zoltan Tildy?

Trotz der Gewalttätigkeiten von seiten der Kommunisten trug die Partei der Kleinlandwirte einen schönen Erfolg aus dieser Wahl davon. Was tat Pastor Zoltan Tildy? Er war damals Präsident der Partei. Bei der Bildung des Kabinetts überließ er den allerwichtigsten Posten des *Innenministeriums* den Kommunisten. Dazu gehörten auch Polizei und Geheimpolizei. Damit war unser Schicksal besiegelt.

Pfarrer Vogelsanger ist stolz auf Zoltan Tildy. Ohne Volksabstimmung wurde das fast tausendjährige ungarische Königreich zur absolutistischen Republik erklärt. Tildy wurde *nur* vom Parlament als Präsident der ungarischen Republik gewählt. Die Volksgerichte fällten dann viele Todesurteile. Das Ziel der Sowjets hieß schon damals, wie heute: Ausrottung des ungarischen Volkes.

Zu den Rechten Tildys gehörte auch das Begnadigungsrecht für jedes verhängte Todesurteil. Nie hat Pastor Tildy von diesem Recht Gebrauch gemacht. Der auffallendste Fall war der des kalvinistischen Finanzministers *Lajos Szasz*. Dieser war kein Politiker, sondern Finanzfachmann und vollkommen integer. Der Prozeß, den man ihm machte, endete mit einem Todesurteil. Protestantische Delegationen sprachen bei Tildy vor, um ihn zur Begnadigung zu bewegen. Es war umsonst; denn Tildy lehnte jede Vermittlung ab.

Einige protestantische Minister, die auch zum Tode verurteilt waren, traten im Kerker vor ihrer Hinrichtung zum katholischen Glauben über. Es waren die Minister *Lajos Remenyi-Schneller*, *Baron Kemeny* und andere mehr. Sie legten vor ihrem Tod dem katholischen Bischof *Istvan Zdravec* ihre letzte Beichte ab. Dieser weilte viereinhalb Jahre im Kerker und begeht jetzt sein goldenes Priesterjubiläum. Ich war im gleichen Kerker acht Monate lang. Unsere Fenster öffneten sich

Ungarn fordert Objektivität

(Fortsetzung)

III.

Die erste Zeit der «glorreichen» Sowjetbesetzung

Budapest glich Ende Januar 1945 einer einzigen Ruine. Die Straßen waren bedeckt mit Leichen. Am Szena-Platz lagen Tausende von Schwerverwundeten, Ungarn und Deutsche. Die Russen ließen um die Verwundeten einen Kordon (Sperr-Ring) ziehen, damit niemand den Verletzten Hilfe bringen konnte. Den Todesjammer hörte man tage- und nächtelang. Nach und nach

wurden die Rufe schwächer. Der Tod erlöste die Sterbenden von ihren Qualen.

Was die Sowjetsoldaten aus unsern Frauen und Mädchen machten, darüber schweigen wir, vergessen können wir es nicht. Kardinal *Mindszenty* mußte in der Folge ein Spital einrichten für Ordensschwester, die der Sowjetbrutalität zum Opfer gefallen waren und an Blutkrankheiten litten.

Unter dem Schutze der Sowjetwaffen drang sofort die kleine Minderheit der Kommunisten vor. Große Plakate erschie-

auf den Hof, wo drei Galgen errichtet waren, und Tag um Tag Hinrichtungen erfolgten. In unsern Zellen hörten wir unaufhörlich das Brüllen der als Zuschauer bestellten kommunistischen Kanaille, die den armen Opfern auch in den letzten Minuten keine Ruhe ließ und sie anzuspukeln wagte.

Und der kalvinistische Bischof Bereczky?

Pfarrer Vogelsanger hat in seinem Artikel die Rolle des kalvinistischen Bischofs, eines Verwandten Tildys, der mit den Kommunisten liebäugelte, retouchiert. Die Protestanten hätten, um ihre Schulen und Religionsunterricht halten zu können, mit den Katholiken gemeinsame Sache machen sollen. Jedoch Bereczky und seine Helfer verhandelten mit der Regierung *vor* und *getrennt* von den Katholiken. Ihre Absicht war, das Haupt der 70 Prozent mehrheitbildenden Katholiken, Kardinal Mindszenty dadurch zu isolieren.

Das kalvinistische Volk hingegen wollte das nicht. Es erwartete im Gegenteil von seinen damaligen Führern, daß sie nicht kuschelten vor den Kommunisten, nicht nachgaben. Selbst der kleine Mann schlug vor, daß nach dem Beispiel des ungarischen kath. Volksvereins auch die Protestanten ihre eigenen Volksvereine gründen sollten, um gemeinsam für christliche Schulen, Religionsunterricht sowie für die nationale Unabhängigkeit zu kämpfen. Dieser Plan wurde sofort von Kardinal *Mindszenty* genehmigt und gutgeheißen. Katholiken und Protestanten sollten eine gemeinsame Front bilden. Doch *Bereczky* weigerte sich dessen.

Kardinal Mindszenty's Persönlichkeit

Nie wollte er die Rechte der Protestanten antasten. Kardinal *Mindszenty* ist eine nationale Gestalt. Wo immer er eine Rede hielt, strömten Zehntausende zusammen, Katholiken und Protestanten, das ganze ungarische Volk, weil der Kardinal in Worten ausdrückte, was das unterdrückte Volk in seinem Herzen bewegte.

Es gab auch einige katholische Priester, die mit dem Gegner kollaborieren wollten, so der katholische Geistliche *Istvan Balog*, Staatssekretär, jüdischer Abstammung. Als der Kardinal vor den Wahlen der Abgeordneten einen Hirtenbrief an das ungarische Volk richtete, worin er alle Christen bat, wohl zu bedenken, wem sie ihre Stimme geben, kritisierte Staatssekretär *Balog* diesen Hirtenbrief an einer Pressekonferenz. Darauf meldete sich vor dem Staatssekretär eine Abordnung der Budapester katholischen Organisationen. Der Schreiber dieser Zeilen erklärte bei dieser Gelegenheit: «Herr Staatssekretär! Es ist das erste und letzte Mal, daß ein katholischer Geistlicher vor der Öffentlichkeit den Hirtenbrief seines Kardinals kritisiert!»

Die Rolle, die Staatssekretär *Balog* spielte, war derart schmachvoll, daß er bald darauf von seinem Bischof suspendiert wurde. Er mußte sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Die kluge und strenge Disziplin der katholischen Kirche funktionierte sofort!

Auch *Istvan Barankovics* versuchte eine sowjetfreundliche katholische Partei in Ungarn zu gründen. Er hat Interviews und Zirkulare gegen den Kardinal veröffentlicht, um den Primas von einem Teil des ungarischen Episkopats zu isolieren. Natürlich mißlang dieser Versuch. Die Partei *Barankovics* hat im Parlament dem sowjet-ungarischen Militärpakt zugestimmt. Der Kardinal veröffentlichte darauf ein Communiqué: «Die Partei *Barankovics* ist weder katholisch noch christlich.» Der Primas von Ungarn verfolgte einen höhern Plan: alle treugläubigen, christlichen Ungarn zur Rettung ihrer zerstörten und geschändeten Heimat zu vereinen.

Wer war Ministerpräsident Ferenc Nagy?

Unter Tildy war der Calvinist, *Ferenc Nagy*, Ministerpräsident. Schon vor dem Einmarsch der Sowjettruppen war er ein Bündnis mit den Sozialdemokraten eingegangen unter Auschluss der in Ungarn einflußreichen *Christlichen Arbeiterbewegung*. Auch zeigte er eine nachgiebige Haltung bei dem *Pariser Friedenspakt*. Keinen einzigen Ungar der drei Millionen Abgetrennten konnte er dem Mutterland wieder einverleiben. *Ferenc Nagy* hat später als Geschenk für seine Kollaborationsdienste von *Stalin* einen Sowjetwagen erhalten.

Unter dem Tildy-Nagy-Regime wurden das ganze Vermögen und die Gebäude der Christlichen Gewerkschaften konfisziert. Die Gebäude der Christlichen Gewerkschaften waren aus den Beiträgen der christlichen Arbeiter (Eisenbahner, Postangestellte, Tabakarbeiter usw.) erstellt worden. Die Kommunisten respektierten das alles nicht, obschon das Vermögen ihren Arbeiter-«Brüdern» gehört hatte.

Damals wurden auch alle katholischen und protestantischen Vereine — ohne Wi-

derstand der Tildy-Nagy-Regierung — aufgelöst. *Ferenc Nagy* hielt demagogische Reden und sprach von «kirchlicher Reaktion». Wie war denn diese sogenannte «Reaktion»? Nicht antisozial, sondern sie bestand in der Verteidigung der christlichen und nationalen Werte.

Die Rolle der Juden im ungarischen Terrorregime

Wir würden die geschichtliche Wahrheit verletzen, wenn wir die Rolle der Juden im kommunistischen Ungarn stillschweigend übergehen wollten. Schon während der ersten kurzen, jedoch grausamen kommunistischen Diktatur Ungarns unter *Bela Kun* (1919) waren fast sämtliche Führer atheistische Juden. Seit 1945 waren die Führer des kommunistischen Terrors der atheistische Jude *Matthias Rakosi*, *Ernö Gerö*, *József Revai*, *Geza Losonczy*, *Bela Schick* und viele andere. Avo-Offiziere, Staatsanwälte, Parteileiter und Hetzjournalisten gehörten dem Judentum an. Auch der zum jetzigen «*Csermanek-Kadar-Terror-Regime*» — *Kadars* Name ist eigentlich *Csermanek*; er ist tschechischer Abstammung — gehörende Hauptstaatsanwalt *Geza Losonczy* ist atheistischer Jude. Alle diese Juden tauschten ihren Namen gegen einen schreienden ungarischen Namen ein, und unter diesem Decknamen arbeiten sie an der Vernichtung des ungarischen Volkes.

Es ist noch nie vorgekommen, daß eine jüdische Weltorganisation (Neuyork, Genf) gegen die unmenschliche Rolle dieser Juden vor der Weltöffentlichkeit protestiert und sich vor diesen das Christentum habenden Terrorjuden distanziert hätte. Doch dieselben jüdischen Organisationen sind sehr empfindlich, wenn das erbitterte Volk gegen diese schuldigen Juden etwas unternimmt. Es wäre an der Zeit, daß die jüdischen Organisationen sich vor der Weltöffentlichkeit von *Rakosi* und Konsorten streng distanzieren.

Janos v. Korody-Katona,
ehemaliger ungarischer Abgeordneter

(Fortsetzung folgt)

Berichte und Hinweise

Festakademie der Theologischen Fakultät Luzern

Auch heuer beging die Theologische Fakultät Luzern den Tag des Fürsten der Theologie mit einer Festakademie. Die Aula des Priesterseminars füllte sich am Vormittag des 7. März 1957 mit einer stattlichen Zahl von Ehrengästen, aus dem Welt- und Ordensklerus, die sich mit den Professoren und Dozenten, der Leitung des Priesterseminars und den Alumnus zur Feier einfanden. Den Ehrenvorsitz führte Dompropst Mgr. Dr. *Gustav Lisibach*, Generalvikar des Bistums Basel. In der vor-

ersten Reihe der Ehrengäste bemerkte man Stiftspropst Mgr. *J. A. Beck*, Mgr. Dr. *F. A. Herzog*, resignierter Propst, Stiftspropst Mgr. Dr. *Robert Kopp*, Beromünster, bischöflicher Kommissar des Kantons Luzern, und Prälat Dr. *B. Frischkopf*, alt Erziehungsrat.

Der derzeitige Rektor der Fakultät, Prof. Dr. *R. Erni*, begrüßte die illustre Versammlung und sprach zu Beginn der Feier ein sinnvolles Eröffnungswort über die Bedeutung des Fürsten der Theologie, des hl. Thomas von Aquin. Im Mittelpunkt der Festakademie stand der Vortrag von Dr. theol. *Anton Cadotsch*, Bern, über «*Karl*

Barth und die heutige Krise der Kindertaufe im Protestantismus». Der Referent hatte vor kurzem seine langjährigen Studien in Rom und Paris am «Institut Catholique» in Paris mit der Dissertation abgeschlossen «Die Kindertaufe bei Luther und Zwingli und die Anfänge des Täuferiums». So war er auch besonders berufen, über das tief in das kirchliche Leben des heutigen Protestantismus einschneidende und bei den Protestanten leidenschaftlich umstrittene Thema der Kindertaufe zu sprechen. Da Dr. Cadotsch seinen Vortrag zu einem Artikel umarbeiten und in unserm Organ veröffentlichen wird, gehen wir nicht näher auf dessen Ausführungen ein, die auch für die katholischen Theologen und Seelsorger von Interesse sind.

Das Schlußwort sprach der Ehrenvorsitzende, Dompropst Dr. Lisibach. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß die St.-Thomas-Akademie ihrer alten Tradition entsprechend Theologen und Priester zur intensiven Pflege der Wissenschaft anleite. Außer der Frömmigkeit bedürfe gerade heute der katholische Priester einer soliden wissenschaftlichen Bildung und der beständigen Vertiefung der in den Studienjahren empfangenen Kenntnisse. Der gebildete Priester, so betonte der Schlußredner, ist noch heute geachtet und in gewissen Kreisen sogar gefürchtet. Mit einem herzlichen Dankeswort an Referent und Auditorium beschloß der Rektor die eindrucksvolle und gehaltvolle Feier. J. B. V.

Im Dienste der Seelsorge

Sorge für die Gesundheit

Es könnte beinahe Aufsehen erregen, wenn man von den vielen frühzeitigen Sterbefällen unter der Geistlichkeit unserer Zeit hört oder liest. In den letzten Jahren starben allzu viele Welt- und Ordenspriester in den sogenannten «schönsten» Jahren von vierzig bis sechzig, die meisten an Krebs oder Herzkrankheiten.

Muß denn das so sein, gerade zu einer Zeit, wo der geistliche Nachwuchs so spärlich ist? Ist das auch immer Gottes Wille? Wäre es nicht auch ebenso Gottes Wille, daß mancher länger lebte, wenn er «anders» lebte! Auch in unseren Reihen gilt oft das Sprichwort: «Der Mensch stirbt nicht, er bringt sich um.»

Der heutige «Betrieb» der Seelsorge ist ohne Zweifel sehr aufreibend. Aber auch geistliche Professoren und Laien, die viel sitzende Arbeit haben, sterben zahlreich in diesen kritischen Jahren. Besser dran sind die Bauern und die Schwerarbeiter. Auch kommt es sehr auf die natürliche Veranlagung an. Nicht jeder Mensch kann sich das gleiche zumuten an Arbeit und Genuß. Das gilt auch für uns Geistliche.

Mit vierzig Jahren hat man meistens zeitlich den Höhepunkt des Lebens überschritten, sehr oft auch in gesundheitlicher

Beziehung. Nach und nach zeigt es sich, daß der Körper altert und sich umstellt. Man darf ihm nicht mehr so viel zumuten an Arbeit, aber auch nicht an Speise und Trank; auch da braucht er weniger. Das wollen viele nicht begreifen. Und so essen viele mehr als der Körper braucht und richtig verdauen kann. Oft essen sie zu fett und zu scharf, was sich mit den Jahren gesundheitlich ungünstig auswirkt. Wenn sich der Körper in diesen Jahren umstellt, so sollte ungefähr das gleiche geschehen in der Lebensweise.

Will der Priester auch im Alter gesund bleiben, so braucht er mehr Ruhe und mehr Bewegung in frischer Luft als vorher, muß im Essen sehr maßhalten, besonders gegenüber salz- und fettreichen Speisen. Sehr förderlich ist für ihn viel Obst und Gemüse essen, täglich einige Minuten turnen und vor allem bei Herz- und Kreislaufstörungen tief atmen. Da lobe ich mir jenes Kapuzinerkloster, auf dessen Tisch ich den ganzen Tag einen Topf mit eingeweichten Dörrbirnen stehen sah, oder jenes Missionshaus, das sogar zum Zvieri eine Platte voll schöner Äpfel auf den Tisch stellt. In einem benediktinischen Bergkloster soll etwas Ähnliches der Fall sein. Sehr zuträglich für den Körper ist auch Rohkost, gewiß nicht nur Rohkost, aber mehr als bisher, man soll also nicht alles auskochen, bis die besten und nahrhaftesten Substanzen sich verflüchtigt haben.

In wie vielen Pfarrhäusern kommt nicht nur am Sonntag, sondern die ganze Woche Weißbrot auf den Tisch und viel mehr Fleisch als gesund ist. Wieviel zuträglich und gesünder wäre Schwarzbrot oder gar Vollkornbrot. Machen wir Priester nie aus dem Essen einen Kult; essen wir nie, nur um zu genießen. Der Körper müßte sehr dafür büßen. Das alles wollen wir einer genußsüchtigen Welt überlassen, die dann mit einem Übermaß von Pillen und Tabletten wieder gutmachen will, was sie gesündigt hat. Diese gereichen ihr aber nur zu neuen Übeln.

Das Umstellen mit der Ernährung im Alter ist nicht immer leicht, besonders wenn man in einer Gemeinschaft lebt. Und doch sollte es auch hier mit *gutem Willen* möglich sein. Die alten Ordensregeln machen es den Obern zur schweren Pflicht, für die kranken und älteren Mitbrüder in jeder nur möglichen Weise zu sorgen und nichts zu vernachlässigen. Das gilt sicher auch für neuere Orden und Gemeinschaften.

Es läßt sich hier bei weitem nicht alles sagen, was noch gut und notwendig wäre für unsere priesterliche Gesundheit und Lebensweise. Es wäre bestimmt nicht überflüssig, wenn ein katholischer Arzt eine kurze und gediegene persönliche Pastoralhygiene schriebe, um diese jedem Priester in die Hand geben zu können. Auch hier gilt die altrömische, überaus ernste Mahnung: *Videant consules! Pastor medens*

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Vermißmeldung

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf sucht den gegenwärtigen Aufenthaltsort folgender zwei tschechoslowakischer Flüchtlinge:

Frau *Katharina Rohr*, geb. 10. Jan. 1898 in *Eger* (Tschechoslowakei);

Sr. *Magdalena Rohr*, geb. 1912 oder 1914, Franziskanerin.

Beide Personen sollen seit 1952 in der Gegend von Olten oder Basel wohnen. Wer den gegenwärtigen Aufenthaltsort der genannten Flüchtlinge kennt oder über sie nähere Angaben machen kann, ist gebeten, die bischöfliche Kanzlei in Solothurn zu benachrichtigen.

Solothurn, den 8. März 1957

Bischöfliche Kanzlei

Stellenausschreibung

Der Kirchenrat der Stadt Zug hat zufolge Rücktritts des bisherigen Inhabers die *St.-Konrad-Pfründe* in *Zug* neu zu besetzen. Damit ist gemäß Vertrag mit dem Kanton Zug eine *Lehrstelle* an der *Kantonsschule für Religionsunterricht* verbunden. Der Inhaber hat neben dem Religionsunterricht noch einige Stunden *alte Sprachen*, namentlich *Griechisch*, zu erteilen. Berücksichtigt werden Geistliche des Bistums Basel mit abgeschlossener theologischer Hochschulbildung; philologische Ausbildung ist erwünscht. Die Besoldung betrug bisher total 12 500 Fr., freie Wohnung und Pensionskasse.

Nähere Auskunft über die Anstellungsverhältnisse erteilt das Präsidium des Kirchenrates der Stadt Zug, Herr Dr. Ernst *Zumbach*, Ägeristraße 92, *Zug*.

Anmeldungen sind zu richten bis zum 25. März 1957 unter Beilage von Zeugnissen an das Präsidium des Kirchenrates der Stadt Zug oder an die bischöfliche Kanzlei.

Solothurn, den 9. März 1957

Bischöfliche Kanzlei

Kirchliche Chronik der Schweiz

Die Fastenhirtenbriefe der schweizerischen Bischöfe

Die hochwürdigsten Diözesanbischöfe behandeln in ihren heurigen Fastenschreiben folgende Fragen: Mgr. Angelo *Jelmini*, Apost. Administrator des Tessins: «Ich bin der Herr, dein Gott»; — Mgr. Franziskus von *Streng*, Bischof von Basel und Lugano: «Der Jugendliche als Mensch und Christ»; — Mgr. Christianus *Caminada*, Bischof von Chur: «Christus als König und Richter»; — Mgr. Ludwig *Haller*, Titularbischof von Bethlehem und Abt von Saint-Maurice: «Die christliche Hoffnung»; — Mgr. François *Charrière*, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg: «Christliches Tugendleben — Wahrheit und

Zerrbild»; — Mgr. Nestor Adam, Bischof von Sitten: «Die Bedeutung des Priesterseminars in Sitten». — Der verstorbene Bischof von St. Gallen, Mgr. Joseph Meile sel., hatte bereits im September 1956 sein Hirten schreiben fertiggestellt. Es trägt den Titel: «Die tapere Geduld». Bistumsverweser Mgr. Karl Büchel hat in pietätvoller Weise dessen Veröffentlichung angeordnet. Der Wortlaut der Fastenhirten schreiben 1957 der bischöflichen Oberhirten ist in der katholischen Tagespresse veröffentlicht worden.

Kurse und Tagungen

Priesterexerzitzen

im Bad Schönbrunn bei Zug vom 25.—29. März 1957 (drei Tage, P. Egli) und vom 29. April, nachmittags 15 Uhr, bis 3. Mai, abends (viereinhalb Tage, P. Egli).

Diözesanes Chordirigenten- und Organistentreffen in Olten

Der Diözesan-Cäcilienverein des Bistums Basel führt am 23. und 24. März (3. Fastensonntag) in Olten (Saalbau des Restaurant Olten-Hammer) ein schon längst vorgewonnenes Chordirigenten- und Organistentreffen durch. Der Hauptakzent dieses Treffens liegt auf der Stellungnahme des amtlich beauftragten Kirchenmusikers zur kirchenmusikalischen Situation von heute, die durch die Kirchenmusik-Enzyklika Pius XII. und durch die aktuelle liturgische Bewegung gegeben ist. Diese Zusammenkunft bietet vor allem eine Aussprachemöglichkeit über diesen ganzen Fragenkomplex und wird durch drei Kurzreferate, auf Grund eingegangener Wünsche und Anregungen verfaßt, intoniert und gesteuert.

Um allen Chordirigenten, bzw. Organisten die Möglichkeit dieses bedeutsamen Treffens

zu bieten, werden die hochwürdigen Herren Pfarrer freundlichst ersucht, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, um ihren Chordirigenten oder Organisten für diesen Sonntag beurlauben zu können. Die Abwesenheit des Chorleiters oder Organisten ist also für diesen Sonntag durchaus begründet und eine stille hl. Messe oder Betsingmesse anstelle des üblichen Hochamtes mit einem kurzen Hinweis für die Kirchenbesucher vollauf verständlich. Diese Zusammenkunft steht ganz im Dienste des liturgisch-kultischen Geschehens und damit auch der Seelsorge. Wir danken sehr für das Entgegenkommen!

Das Treffen beginnt in Olten am 23. März, 16.15 Uhr, und wird am Sonntag, den 24. März, um 9.30 Uhr fortgesetzt. Selbstverständlich ist auch die hochwürdige Geistlichkeit zu diesem Treffen freundlich eingeladen.

Für den Vorstand des DCV Basel:
Dr. J. A. Saladin, Diözesanpräses

Exerziitiengelagehenheit für Jungakademiker

Die Theologen der akademischen Verbindung «Waldstätia» freuen sich, alle Jungakademiker zu eigens auf sie abgestimmten Tagen der stillen Einkehr im Exerzitiienhaus Schönbrunn bei Zug einladen zu dürfen. P. Georg Waldmann, Studentenseelsorger in München, wird den Exerzitiienkurs leiten. Beginn: Montag, 8. April, 19.00 Uhr. Schluß: Freitag, 12. April, 7.00 Uhr. Die Kosten belaufen sich auf Fr. 28.— (Ermäßigung wird gerne gewährt!).

Wir bitten die hochw. Seelsorger, unsere Einladung an die Universitätsstudenten und die Absolventen der ETH in ihrer Pfarrei durch Hinweis im Gespräch und Notiz im Pfarrblatt weiterzuleiten.

Anmeldungen sind erbeten an die

Exerzitiienkommission
des Schweiz. Studentenvereins,
Kapuzinerweg 2, Luzern

NEUE BÜCHER

Mindszenty-Dokumentation. Band I: Kardinal Mindszenty warnt. Bearbeitung und übersetzt von Josef Vecsey und Johann Schwendemann. St. Pölten, Verlag der Pressevereins-Druckerei, 1956. 381 S.

Gerade im rechten Augenblick erscheint der erste Band der schon früher angekündigten Mindszenty-Dokumentation. Das Vorwort schrieb der Wiener Erzbischof Dr. Franz König. Wie schon der Titel besagt, handelt es sich um die authentischen Dokumente und Quellen über den Primas von Ungarn, der immer zu den größten Gestalten der Geschichte der katholischen Kirche Ungarns zählen wird. Prof. Dr. Josef Vecsey, der frühere Sekretär des Kardinals, hat die Dokumente unter großen Schwierigkeiten gesammelt, um sie der Weltöffentlichkeit vorzulegen. Die Vorarbei-

ten nahmen mehrere Jahre in Anspruch. Der erste Band enthält außer einer kurzen biographischen Einleitung über Kardinal Mindszenty die Reden, Predigten, Hirtenbriefe, Presseerklärungen und der Regierungsverhandlungen aus der Zeit vor dem Prozeß. Die beiden andern Bände sollen demnächst folgen. Die Dokumentation ist um so wertvoller, als das Ausland im allgemeinen die Rolle der katholischen Kirche in Ungarn zu wenig beachtete. Diese auch dem deutschsprachigen Leserkreis zugänglich gemachte lückenlose Sammlung der Dokumente über den Fürstprimas von Ungarn können wir den Lesern unseres Organs nur bestens empfehlen. Die Auslieferung für die Schweiz erfolgt durch den Rex-Verlag, Luzern. J. B. V.

Pohle-Gummersbach: Lehrbuch der Dogmatik. 2. Band. 10. Aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1956. 854 S.

Ein Buch, das wie Pohles Dogmatik innerhalb von 50 Jahren zehn Auflagen erlebt, empfiehlt sich selbst. Die durch Prof. Josef J. Gummersbach, SJ, besorgte Neubearbeitung wahrt den Grundcharakter, die Eigenart und die schon von Pohle eingeschlagene theologische Richtung, so daß in einer Besprechung auf Einzelheiten oder Kontroversen nicht eingegangen zu werden braucht. Der 2. Band umfaßt das IV. Buch: Erlösungslehre (Christologie, Soteriologie, Mariologie) und das V. Buch: Gnadenlehre. Die Neubearbeitung bringt teils ganz neue, teils ergänzende Abschnitte, ebenso wurden die Literaturangaben vervollständigt, so daß der 2. Band mit Namen und Sachregister auf 854 Seiten angewachsen ist. Man hätte sogar gewünscht, daß den Anregungen und «vergesenen Wahrheiten», auf die Prof. Karl Rahner, SJ, in seinen «Schriften zur Theologie» hinwies, da oder dort noch etwas mehr Raum gewährt worden wäre, so z. B. für die sieben Gaben des Heiligen Geistes; aber das hätte den Umfang des Bandes ins fast Untragbare erweitert. Diese Gefahr des zu großen Umfangs droht heute allen Lehrbüchern der Dogmatik, die auf der Höhe der Zeit bleiben wollen. Man sollte sich darum einmal ernsthaft fragen, ob nicht die eine oder andere, traditionsgemäß behandelte Frage oder Streitfrage etwas zurücktreten könnte zugunsten heute aktueller Probleme. Ich denke z. B. an die Schulkontroverse über Prädestination, Gnadenlehre und Willensfreiheit. Diese Fragen waren am brennendsten, als Renaissance und Humanismus den Menschen «entdeckten» und man anfang Theologie, statt von Gott, vom Menschen her zu machen, als man glaubte, die Freiheit des Menschen dem wahren Gott gegenüber schützen zu müssen. Müssen wir uns aber nicht ehrlich eingestehen, daß wir in dieser sicher auch heute noch aktuellen Frage, trotz Kontroversen und Disputationen, trotz Kongruismus und Synkretismus, seit 300 Jahren keinen Schritt weitergekommen sind. Wäre es nicht mutiger und demütiger, wenn die Theologen aller Richtungen sich einigen würden zu einem ignoramus et ignorabimus! Würde es nicht genügen, in den Lehrbüchern und Vorlesungen das, was in diesen Fragen offenbart und von der Kirche definiert ist, als Tatsachen des Glaubens darzulegen und das «Wie» des Zusammenspiels von Prädestination, gratia efficax und freiem Willen dem lieben Gott zu überlassen, der offenbar nicht will, daß wir Menschen dieses sein Geheimnis lüften? Das würde Raum — im vorliegenden Lehrbuch fast 40 Seiten — und Zeit sparen; man wäre nicht genötigt, die heute vordringlichen Fragen der Christologie, Mariologie und Ecclesiologie im «Kleindruck» zu behandeln.

Dr. P. Thomas Kreider, OSB, Mariastein

Antike

Kruzifixe

Holz für die Karfreitagsliturgie, Korpusgrößen 50 bis 120 cm.

Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Basel, Nauenstraße 79, Telefon (062) 2 74 23.

Besichtigung nur montags 10 bis 18 Uhr oder nach tel. Vereinbarung.

Berücksichtigen Sie bitte die Inserenten der

«Schweizerischen Kirchenzeitung»



Meßweine

sowie Tisch- u. Flaschenweine

beziehen Sie vorteilhaft bei

Fuchs & Co., Zug

Telefon (042) 4 00 41

Veredigte Meßweinlieferanten

Occasion!

1 Kommunionbank-Knietteppich, Länge 520 cm, Breite 27 cm, aus der schwersten Qualität, Berber, 2 cm dick, ziegelrot. Da für eine Kirche unrichtig im Maß angefertigt, günstig abzugeben! — Kirchenteppeiche aller Art, günstige Restposten.

J. Sträßle, (041) 2 33 18, Luzern

Tip der Woche

Auf dem Töff, Roller oder Velo und wenn Sie bei schlechtem Wetter in der Pfarrei weit herum gehen müssen, schützt Sie unsere kräftige, dicht gewobene Hose vor Wind und Nässe.

Preis der Hose nur Fr. 57.—. Alle Größen am Lager.

Maß-Angaben bitte nicht vergessen.

ROOS-LUZERN

Frankenstr. 2 Tel. 041/20388

CASA DEL LIBRO · LUGANO

Via Bertaccio 10 - Tel. 24369

LA SETTIMANA SANTA

Testo liturgico delle cerimonie della Settimana Santa con l'ordinario della MESSA testo latino-italiano e NOTE illustrative. Pagine 224 formato 9x14 Fr. 1.50.

Kirchenfenster

Farbiger Glasbeton

Luzernische Glasmalerei
Eduard Renggli · Luzern



ges. geschützt

Kirchenglocken- Läutmaschinen

pat. System

Johann Muff, Ingenieur, Triengen

Telefon (045) 3 85 20

Neu-Anlagen
Revisionen
Umbauten

Größte Erfahrung — 35 Jahre. Unübertreffliche Betriebssicherheit. Beste Referenzen.

Schnupftabak

«NAZIONALE» (Mentopin), feingemahlen, aromatisch, ausgiebig und wirksam. In praktischer Direkt-schnupfdose, 50 Rp.

NAZIONALE S. A.
CHIASSO



KANTONALE KUNSTGEWERBESCHULE LUZERN

Unentgeltliche Beratungstelle für alle Fragen textiler Kirchenausstattungen und neuzeitlicher Paramente. Eigene, besteingerichtete Werkstätten. Künstlerisch und handwerklich hochwertige Ausführung aller liturgischen Gewänder und kirchlichen Textilien.

Kirchen- und Vereinsfahnen, Baldachine.
Telefon (041) 3 73 48

GUSTAV GERBERT

Werkbuch der Kanzelarbeit

Soeben erschienen:

III. Teil: Der Osterfestkreis

313 Seiten, kart. Fr. 15.35

Einigermaßen termingerecht ist nun endlich dieser dritte Band erschienen. Er bietet Gedanken und Vorlagen zu den Mysterien des Leidens und der Auferstehung in engster Anlehnung an die Worte der Heiligen Schrift.

Früher erschienen:

Kanzelreihe «Dienst am Wort»

herausgegeben von Mgr. Dr. Zwettler, Professor in Wien:

1. Band

GUSTAV GERBERT

Werkbuch der Kanzelarbeit I

Grundsätzliches 144 Seiten, kart. Fr. 8.30

2. Band

GUSTAV GERBERT

Werkbuch der Kanzelarbeit II

Der Weihnachtsfestkreis 224 Seiten, kart. Fr. 10.20

5. Band

FRANZ JANTSCH

Verkündet das Evangelium

Unbekante Perikopen, Predigten für alle Sonn- und Festtage des Jahres 280 Seiten, kart. Fr. 10.20

6. Band

JAKOB BRUMMET

Das über alles ragende Zeichen

Drei Zyklen für die Fasten- und Passionszeit
127 Seiten, kart. Fr. 7.10

7. Band

ALEXANDER ZWETTLER

Es geschah . . .

Beispiele für Kanzel und Schule 400 Seiten, kart. Fr. 15.35

Diese Beispielsammlung nimmt ihren Stoff aus dem Leben der Heiligen, aus der Geschichte und dem alltäglichen Leben wie den Aussagen der Dichter und Denker. Die Beispiele sind nach dem Aufbau der Dogmatik und Moral in 50 Gruppen eingeordnet und daher leicht auffindbar.

1958 erscheint: 4. Band

GUSTAV GERBERT

Werkbuch der Kanzelarbeit IV

Der Pfingstkreis

(Bestellungen werden vorgemerkt!)

Ein Urteil von vielen: «Dieses Predigtwerk kann man, wie selten einmal, guten Gewissens empfehlen.»

(P. Heinr. Suso Braun)

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Telefon (041) 2 74 22

Gesucht in kleinen, ruhigen Pfarrhaushalt in der Stadt tüchtige

Haushälterin

(perfekte Köchin), bei großem Lohn und Freizeit auf zu vereinbarenden Termin. Offerten unter Chiffre 3192 befördert die Expedition der «Kirchenzeitung».

Kreuzgruppe

antik, Holz, bemalt, Größe: Korpus 198 cm, Maria und Johannes 140 cm.

Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Basel, Nauenstraße 79, Telefon (062) 2 74 23.

Besichtigung nur montags 10 bis 18 Uhr oder nach tel. Vereinbarung.

paramente

handweberei und künstlerische mitarbeiter im atelier

beratung und anleitung für privatpersonen

heimgartner+co.

wilst.g.

Maß

Ein wirklich gutes Maß-Kleid zu besitzen — sei es ein Straßen-Anzug, eine Soutane, eine Douillette, ein Gehrock- oder Soutanelle-Anzug. — ist ein Wunsch, der immer mehr Geltung bekommt. Die stets größer werdende Zahl der Aufträge, die unserem Maß-Atelier zugehen, sind ein sprechender Beweis dafür.

Maß-Aufträge wollen aber sorgfältig ausgeführt sein und brauchen Zeit, darum geben Sie bitte Ihre Bestellung frühzeitig auf!

Roos

TAILOR

Frankenstr. 2 LUZERN Tel. (041) 2 03 88

Erholungsheim Einsiedler-Hof

empfiehlt sich für Feriengäste und Pilger. Gute Verpflegung, auch Diät. Zimmer mit fließendem Wasser, Zentralheizung, großer Schlafsaal, mäßige Preise, auch Dauerpensionäre werden aufgenommen. In nächster Nähe der Stiftskirche Einsiedeln. Tel. (055) 61656.

Rote Pluviale

für Palmsonntag, neuzeitlich, solides Material, von Fr. 235.— an. Festtags-Kaseln für Ostern, Originalarbeiten, handgewoben aus einem Stück oder konfektioniert, aus besten Stoffen, in allen Preislagen. — Ministrantenkleider. — Alben, Chorröcke usw.

Sträble, Paramente, Luzern
Telefon (041) 2 33 18

Soeben erschienen

DIEGO FABRI

PROZESS JESU

Vorstellung in zwei Teilen mit einem Zwischenspiel
Aus dem Italienischen übertragen von Otto Fischel

112 Seiten, kart. Fr. 4.80

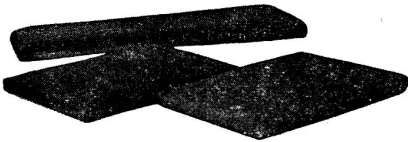
Aus einer Besprechung der «Frankfurter Allgemeinen»:

Ein außerordentliches Thema, von einem geborenen Dramatiker genau an der richtigen Stelle angepackt; eine Idee, die jeden Zuschauer — sei er Christ oder nicht — aufs tiefste bewegt; unerhört die innere und äußere Spannung vom ersten bis zum letzten Wort.

Ich habe bei keinem Mysterienspiel so ergriffene Zuschauer gesehen wie das verwöhnte oder abgebrühte Mailänder Premierenpublikum bei diesem Theaterstück. Hier hat einer den Ton gefunden, zum Herzen des modernen Menschen zu sprechen, phrasenlos, ohne filmische Tricks, aber mit ebensoviel Kunstverstand wie sittlicher Überzeugungskraft. Und da den Autor weder Hemmungen noch Gewissensbisse quälen, löst sich auch die heikle «Judenfrage» so, wie sie einzig lösbar ist: durch das Wort von der Liebe, das für alle gesprochen ist, die es hören wollen.

Wo bisher dieses Stück aufgeführt wurde, in Deutschland und in der Schweiz (Luzern!), stieß es auf brennendes Interesse.

VERLAG RÄBER & CIE. LUZERN



Kommunionbank-
Altarstufen-Kissen

aus Kunstleder mit Latexschaum-Füllung sind immer sauber, angenehm weich, formbeständig.

Verlangen Sie Ledermuster und Preisangabe.

HESTIA GmbH. POSTFACH LUZERN 2

A. BURGARDSMEIER

Religion und Seele des Kindes

Die psychologischen Voraussetzungen des Religionsunterrichts in der Volksschule

Dargestellt sind Phasen und Stufen der kindlichen Entwicklung. Der Verfasser will das Typische damit treffen, nicht das einzelne, individuelle Kind, das seinen eigenen Gesetzen unterliegt.
119 Seiten, kart. Fr. 7.80

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE. LUZERN